

Beilage zu No. 475. Halle a. S., Dienstag 11. Oktober 1898.

Morgen- und Ausgabe.

Anzeige-Gebühren für die fahrgespinnene Zeitung oder beim Blatt No. 475...

Westfälische Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

No. 475. — Jahrg. 190. Halle a. S., Dienstag 11. Oktober 1898. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipzigerstr. 87. Preis: 1 Mark pro Quartal.

Deutsches Reich.

\* Beim Kaiserpaar fand am Sonntag Abend im Marmorpalais Familienfest statt, an welcher der Großherzog von Baden, Herzog Friedrich Ferdinand und Prinz Albert v. Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg theilnahmen.

\* In Folge des Ablebens der Frau Prinzessin Albrecht werden die Kaiserlichen Majestäten die Orientreise statt am Mittwoch früh bereits am Dienstag Abend antreten, und sich zunächst nach Kamenz begeben, um dort am Mittwoch Vormittag der Trauerfeier für die verewigte Prinzessin beizuwohnen.

\* Die Beisetzung der Prinzessin Albrecht von Preußen findet am Mittwoch Vormittag 9 Uhr in Kamenz statt. Wie weiter aus Kamenz berichtet wird, war die Prinzessin Albrecht noch am Sonntag, den 2. Oktober, wohl und munter und wohnte dem Gottesdienste bei.

\* Der neuen Disposition zufolge tritt die Prinzessin Annetta am 17. Oktober von Buda in Kiel ein und tritt in der zweiten Hälfte des Oktobers die Reise nach Dänien zum Besuch ihres Gemahls an.

\* Der Reichspräsident des preussischen Ministeriums Finanzminister Dr. von Bülow hat gestern Vorwissen dem Reichstagespräsidenten...

\* Der Minister der öffentlichen Arbeiten Theodor Heine hat sich am 10. Oktober in Berlin dem Reichstagespräsidenten...

\* Die Stelle des Unterrichtssekretärs im Staatsministerium, die seit dem Tode des Verstorbenen Geheimen Rath Humbert erledigt ist, soll nach mehreren Berliner Blättern, in allerhöchster Weise besetzt werden.

\* Für die Stellung ist der vorerwähnte Rath in der Reichsregierung, Minister Geheimen Ober-Regierungsrath Freiherr von Wilmsdorf in Aussicht genommen.

erklären, daß an maßgebender Stelle für die Wiederbesetzung des Postens überhaupt noch kein Beschluß gefaßt ist.

\* Der Gouverneur von Deutsch-Ostafrika, General Siebert, dessen in Berlin zurückgeliebene Gattin bekanntlich vor einigen Tagen verstorben ist, hat alsbald nach Empfang der telegraphischen Todesanzeige das auswärtige Amt erbeten, einen ihm bereits für Dezember d. J. bewilligten, längeren Urlaub zu lassen...

\* Im Reichs-Rathsausschuß sind gestern die wegen Revision des Heberrechts eingeladenen Sachverständigen zur Verhandlung zusammengetreten. Der Staatssekretär eröffnete die Verhandlungen mit einer Ansprache, in welcher er hervorhob, daß es sich vorerst um die Rechtsverhältnisse der literarischen und musikalischen Produktion handle...

\* Die General-Versammlung des Bundes der Industriellen wurde gestern Vormittag in Gegenwart der staatlichen Vertreter und zahlreicher Bundesmitglieder, des Kommerzienraths Wirth in Berlin mit einer Begrüßung der Delegierten und Regierungsvorträt...

\* Die Vorlage eines Rhein-Eisen-Eisenbahnprojekts wird nun noch wahrscheinlich noch im Laufe des Jahres in der nächsten Session ausgehen, wiewohl es, sollen wir meinen, gar nicht eine so große Eile damit gehabt hätte.

\* Die Vorbereitungen für den Rhein-Elbe-Kanal sind soweit vorangeschritten, daß auf eine entsprechende Vorlage für die nächste Landtagsession begründet werden kann.

\* Die Interessenten der Linie haben dem mit der letzten und finanziellen Vorbereitung des Unternehmens betrauten Regierungsrathen in Potsdam den Vorschlag für eine Linie vorgelegt, wobei die Prüfung derselben in technischer, finanzieller und wirtschaftlicher Hinsicht vorgenommen und eine Grundlageliste für den Vergleich zwischen der Westlinie, über welche bekanntlich bereits mit der Reichsregierung, von Wien mit den Vertretern von Berlin und Stettin, Verhandlung angedeutet ist...

war nicht ausgeschlossen aber auch ebensowenig sicher.

\* Demnach wird Seiten der Besitzergreifungen in Preußen der Termin für die Personenfahrtaufnahme zum Ende der Einkommensteuererhebung auf das Jahr 1899/1900 festgesetzt werden müssen.

\* „Verfälschung.“ Zu der Erklärung des Herrn Steinhilber, Chefredakteur der „Post“, bemerkt die „D. Z.“, daß die Erklärung in einigen nicht unwesentlichen Punkten mit einer Verichtigung, die Herr Zuckert für zulässig, nicht übereinstimme.

\* Der Finanzminister hat genehmigt, daß die durch seine Verfügung vom 8. Juli d. J. nachgeforderte Mitwirkung der Steuerbescheiden bei dem Verfahren der Gläubiger von Kreditleihen der Spiritusverwertungs-Gesellschaften an ihre Mitgliederangehörigen von Beamtensteuerbefreiungen...

\* An Reichsmünzen gelangen, laut amtlicher Nachweisung, im Monat September zur Ausprägung 12 092 800 Mk. in Doppelkronen, 8 271 700 Mk. in Kronen, 488 846,10 Mk. in Reichsmünzen, 35 225 Mk. in Silberrupienmünzen und 18 551,52 Mk. in Silberrupienmünzen.

Deutschland und der Vatikan.

Anlässlich der Nachricht, daß der Gesandte am Vatikan, Herr v. Bülow, vorläufig nicht wieder auf seinen Posten zurückehren soll, führt die „Königliche Zeitung“ in einem sichtlich inspirierten Artikel aus:

Die Anknüpfung der Ansprache des Prinzen v. Croon an die französischen Botschafter ist die deutsche Antwort auf den Brief des Papstes. Die Anknüpfung, daß der Gesandte v. Bülow voraussichtlich nicht auf seinen Posten zurückehren werde, bedeutet ein Abbruch der diplomatischen Beziehungen, in aber ein Beweis dafür, daß die früher so freundlichen Beziehungen zu dem heiligen Stuhle eine Zerrung erfahren haben.

Der Gesandte am Vatikan, Herr v. Bülow, ist in der letzten Sitzung des Reichstages, in dem die Beziehungen zwischen Deutschland und dem Vatikan in der letzten Sitzung des Reichstages, in dem die Beziehungen zwischen Deutschland und dem Vatikan in der letzten Sitzung des Reichstages...

Die Beziehungen zwischen Deutschland und dem Vatikan sind in der letzten Sitzung des Reichstages, in dem die Beziehungen zwischen Deutschland und dem Vatikan in der letzten Sitzung des Reichstages...













(Nachdruck verboten.)

**Das Geheimniß von Birkenried.**

38]

Roman von Carl Ed. Klopfer.

Hätte Eglantine noch weitere Auskunft über seinen damaligen Meinungsauſtauch mit Doktor Gekner verlangt, er wäre nicht mehr im Stande gewesen, ihr mit der Ruhe zu antworten, die er äußerlich zeigte. Zum Glück erinnerte ihn ein Geräusch aus den Nebenzimmern, wie er ſich die gewünschte Ablenkung verſchaffen könne.

„Ach, Rätſche ſcheint erwacht zu ſein!“ ſagte Brünow, jezt alle Aufregung hinter der Sorge verbergend, daß man Eglantine in ihrer Verſtörung überraschen könne. „Nimm Dich zuſammen, mein Engel! Denn, nicht wahr, ſie dürfen doch nicht wiſſen, mit was für Thorheiten Du Dich gequält haſt?“

„Um des Himmels willen, nein!“ ſtorterte ſie, jezt ganz verwirrt bei dem Gedanken, Rätſche oder gar der ſcharfſichtigen Baronin Rede ſtehen zu ſollen. „Gehe, ich bitte Dich! Und halte ſie wenigſtens auf, bis ich mich vor ihnen ſehen laſſen kann!“

Sie eilte zum Spiegel, um ihr Haar zu ordnen und die Thränenſpuren von ihrem Geſichte zu tilgen. Hans wandte ſich ſchon zum Gehen, da hielt er nochmals an. Er konnte wirklich wieder lächeln.

„Aber etwas mußt Du mir gewähren, als Entſchädigung für die Sorge, die Du mir bereitet haſt, Du Krausköpfchen!“

Er ging auf das Tiſchchen zu und nahm das Buch auf. Sie nickte.

„Und Du verſprichſt mir, nie wieder bergleichen alberne Schönfäßer zu leſen, und nie mehr . . .“

„Alles, was Du wiſt!“ flüſterte ſie bewegt, eilte auf ihn zu und bot ihm die Lippen zum Kuſſe.

Dann drängte ſie ihn zur Thür.

Als Brünow mit dem Buch unter dem Arm in das erſte Zimmer herauskam, war Rätſche nicht wenig verblüfft über ſeine Erſcheinung.

„Ja, wo kommſt denn Du her?“

„Vor zwei Minuten trat ich da ein,“ log er, „ich gratulire Dir zu Deinem gefunden Schlafe!“

„Danke, er hat mir wirklich wohlgethan. — Was haſt Du da für ein Buch?“

„Niichts für Kinder!“

Rätſche kehrte ihm ſchmollend den Rücken. In dieſem Augenblicke trat die Baronin ein, friſch und roſig, und der Stock in ihrer Hand ſahen nur ein überflüſſiges Spielzeug zu ſein.

„Hans! Da biſt Du alſo doch? Wir haben Dich nicht mehr erwartet.“

„Ja, ich bin auch nur gekommen, um mich für den Nachmittag zu entſchuldigen. Ich muß einer Verabredung, die ich nicht umgehen konnte, Folge leiſten und darf nicht länger ſäumen. Ich habe mich eben auch bei Eglantine ver-  
abschiedet.“

Er ließ ſich auch gar nicht aufhalten und verließ Mutter und Schweſter, ehe Eglantine noch erſchienen war. Im Mietwagen, der ihn nach Hof-Gaſtein hinüberfuhr, lehnte er ſtarr in der gepolſterten Ecke, das Buch krampfhaft auf dem Schooße feſthaltend, als dürfe er es keine Minute aus der Hand legen. Die klappernden Räder machten ihm eine ſcheußliche Muſik, unter deren Rhythmus ſich das Hirn in ſeinem Schädel um und um zu wenden ſchien.

Dennoch entwickelte ſich allmählich ein geordneter Gedanken- gang in ſeinem ſchmerzenden Kopfe, und eine Erinnerung ſchälte ſich heraus, ſo deutlich, daß er jedes der einſt bei einer gewiſſen Gelegenheit geſprochenen Worte auf eine Tafel vor ſich hätte ſchreiben können. Im vergangenen Winter war es geſeſen, im Offizierkaſino war die peinliche Angelegenheit eines Kameraden erörtert worden, der für eine Sache in unüberlegter Weiſe mit ſeinem Ehrenworte eingetreten war. Es hatten ſich Meinungsverſchiedenheiten ergeben und da hatte der Ulanen-Leutnant Baron von Brünow die Aeufferung ab- gegeben:

„Das ungeschriebene Geſetz vom Ehrenworte eines Gentle- man kann nicht ſtreng genug angewendet werden! Der Glaube an das Ehrenwort iſt heilig, wie dieſes ſelbſt. Seine Einrich- tung iſt ein edles Ueberbleiſel aus der Ritterzeit und muß in der jezigen Epoche des kraſſeſten Materialismus, des cyniſchen Schwindels und des dadurch hervorgerufenen allgemeinen Miß- trauens von Mann zu Mann als eines der köſtlichſten Güter ge- hütet werden. Darum: wer nur umgeht mit Einem, der ſein Ehrenwort brach, ſoll ſchon das Recht verwirkt haben, Glauben für das ſeine zu fordern!“ . . .

In ſeinem Gaſthofe angekommen, ſchleuderte er das Buch, das er noch immer mechaniſch mit ſich ſchleppte, mitten in's Zimmer und drehte ſich um, die Thür hinter ſich zu verriegeln. Wenn man ihm vor der Front ſeines Reiterregiments die Epau- letten von den Achſeln geriffen hätte in ſchimpflicher Degra- dation, er hätte keine andere Miene zeigen können, als die, mit der er ſich dann an den Schreibtiſch ſetzte.

Als eine halbe Stunde ſpäter ſein Diener eintrat, gab er ihm einen Brief zur augenblicklichen Beförderung. Es war ſein Abſchiedsgeſuch.

**Elftes Kapitel.**

Um die Mitte des September ſtieg in dem vornehmſten Hotel von Norderney ein elegantes junges Paar ab. Der Mann trug ins Fremdenbuch ein? „Gutsbeſitzer Baron Hans v. Brünow mit Gemahlin.“ Niemand wäre jedoch auf die Vermuthung gekommen, daß das Neuvermählte ſeien, die ſich auf der Hochzeitsreiſe befanden; ſie ſahen nicht dar- nach aus.

Zwei Wochen darauf waren die Weiden in Brüſſel, nach abermals zwei Wochen in Paris, Ende Oktober in Venedig und ſechs Tage ſpäter auf Capri. An Abwechſlung mangelte es ihnen alſo wahrlich nicht.

Wo ſie erſchienen, fand man, daß ſie zwei prächtig zu- einander paſſende Menſchen ſeien, die erſichtlich nicht eine bloße Konwenienzaehe geſchloſſen hatten, wie es bei Reuten in ihrer ge-

fellhaftlichen Stellung so häufig der Fall ist. Sie trugen Beide Trauer; daß sie dennoch an allen Vergnügungsorten erschienen, erklärten Scharfsichtige sofort damit, daß der Mann offenbar Alles aufbiete, die Gattin zu zerstreuen, sie den Kummer um den erlittenen Verlust — vielleicht eines einzigen Kindes — vergessen zu machen. Man hielt sie ja trotz ihrer Jugend für kein erst neuvermähltes Paar.

Sie knüpfte keine Bekanntschaften an; versuchte es hier oder da Jemand, ein zufälliger Table d'hôte-Nachbar vielleicht sich ihnen zu nähern, so wußten sie mit aller Höflichkeit soviel Abweisendes zu verbinden, daß sie gar bald wieder allein blieben. Und das geschah keineswegs auf Verabredung, ganz im Gegenteil, wenn sie des Morgens ihre Gasthofszimmer verließen, waren sie beiderseits stets entschlossen, einem zerstreuenden Verkehr durchaus nicht auszuweichen, aber im entscheidenden Augenblick zogen sie sich gleichzeitig zurück und waren froh, sich damit in Uebereinstimmung begegnet zu sein.

Uebereinstimmung bestand überhaupt zwischen ihnen im denkbar vollkommensten Maße, in nur zu reichlichem Maße. Lehrt sonst die Erfahrung, daß auch die zärtlichsten Liebesleute weit längere Zeit als die sogenannten Flitterwochen dazu brauchen, sich einander anzupassen und völlig kennen zu lernen, so machten Hans und Eglantine eine Ausnahme von dieser Regel. Jetzt, im November, war es kaum ein halbes Jahr, daß sie sich von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt hatten, und sieben Wochen waren sie erst vermählt. Aber sie verstanden sich gegenseitig im Grunde ihrer Seelen, als hätten sie schon seit Jahrzehnten ihr Lebensschifflein gerudert. Und dazu hatten sie nicht der Sprache der Zunge bedurft; über das, was eigentlich ihr innerstes Gemüth beschäftigte, waren sie ja seit jenem Regentage in Gastein stumm geblieben.

In Berlin hatten sie in aller Stille Hochzeit gemacht. Dort befand sich Eglantines Vormund, dessen Einwilligung zu der beschleunigten Trauung sie einholen mußten. Gleich am anderen Tage, als Hans seinen Abschied eingereicht, war er in Eglantine gedrungen, ihre Verbindung so bald als möglich zu schließen, und vierundzwanzig Stunden später hatten sie mit Mutter und Schwester Gastein verlassen. Rätke schalt über die „Ungebuld dieses verliebten Bräutigams“ nicht so sehr wie ihre Mutter, denn sie kam ja dadurch zu einem ebenso hochwillkommenen vierzehntägigen Aufenthalt in Berlin, das ihr stets ein Gegenstand der Sehnsucht gewesen war. Freilich kam sie durch die stille Trauung um die große, glänzende Feier, die sie sich schon so reizvoll ausgemalt und auf der sie als Brautjungfer in einer bezaubernden Toilette zu glänzen gehofft hatte.

Der Vormund, ein hoher Justizbeamter, hatte selbst den Rath gegeben, die Großjährigkeitserklärung Eglantine's zu erwirken, und es war geschehen. Aber ihre erste That im Zustande der gesetzlichen Mündigkeit sollte den Herrn Vormund nicht wenig verblüffen. Er hatte eifrig dafür gesprochen, einen Prozeß gegen die Erbschaftsmasse der Gräfin Abelgunde anzustrengen, und jetzt erklärte Eglantine nicht nur, daß jeder derartige Schritt unterbleiben solle, sondern sie beauftragte den Vormund sogar, in ihrem Namen jeden Erbtheil abzulehnen, den ihr der rechtmäßige Universalerbe der Tante etwa zuzuwenden gedächte.

„Nicht wahr,“ hatte sie dabei zu dem Bräutigam gesagt, ihm lächelnd die Hände hinstreckend, „Du nimmst mich auch ohne Mitgift? Und wir können uns doch von Deinem ehemaligen Vurschen nichts schenken lassen?“

Hans war ein Stein vom Herzen gerollt bei diesem Entschlusse Eglantine's. Eine bessere Lösung der Frage, die ihm schon viel Kopfweh gemacht hatte, hätte er sich nicht wünschen können. Seine Frau verzichtete auf jeden Anspruch an das

Eigenthum der Verstorbenen, und ihre Gründe dazu mußten Jedermann einleuchten. Und die Ueberzeugung, daß sie nur aus diesen Gründen so gehandelt habe, machte ihn froh.

Heute aber — wußte er es anders, wußte, daß jene Lüge, die er mit seinem Ehrenwort bekräftigt hatte, nutzlos gewesen war, daß Eglantine zu ihrer fürchterlichen Selbstanklage zurückgekehrt war.

Wie das so gekommen war? Er hätte den genaueren Wendepunkt nicht bezeichnen können. Die Erkenntniß war ganz allmählich an sie und ihn herangetreten. Wohl gedachten sie Beide bei solchem Nachgrübeln an einen Abend in Paris, aber sie wußten auch, daß sie sich da schon in Uebereinstimmung befanden.

Sie waren spät aus der Großen Oper gekommen, noch völlig befangen von der mächtigen Musik Gounods im „Tribut von Zamora“. In dem reizenden kleinen Salon, der zu ihrer Hotelwohnung gehörte, setzten sie sich auf das Sopha in der lauschigen Kaminecke. Die Kerzenlichter auf der Spiegelkonsole zwischen den Fenstern warfen nur einen matten Schein zu ihrem Plätzchen hinüber, und dicht aneinandergeschmiegt lauschten sie auf das Geheul des Windes im Kamin, denn die Octobernacht war stürmisch.

„Es ist eine wirkliche Melodie in dem Draußen,“ sagte sie leise, „hörst Du sie nicht?“

„Gewiß, gewiß!“ gab er flüsternd zurück und starrte traumverloren vor sich hin.

Und sie blieben regungslos, und die schauerliche Sturm-symphonie wühlte immer mehr von dem Grausigen auf, das sie im Grunde ihrer Seelen bargen, und sie vergaßen, daß sie bisher ängstlich auf der Hut gewesen waren, daß Eines im Anderen lese. Halb gedankenlose Liebesjonge war es ihnen, als sich ihre Finger im Schooße ineinander schlangen und ihre Häupter müde aneinander Stütze suchten, und erst nach geraumer Zeit wurden sie inne, daß sie mit krampfhaftem Weh aneinander hingen, daß nicht der tänzelnde Liebesgott zwischen ihnen schwebte, sondern ein scheußliches Gespenst, ein nachtgeborener Schatten, der fürchtbare Mahner, der da aus dem Sturm-gefang zu ihnen sprach. Und die Stimmen aus dem ruhelosen Elemente vervielfältigten sich, bald lagen sie im Streik mit einander, bald erschöpften sie sich in ersterbendem Hauche, um im nächsten Augenblicke das gräßliche Spiel auf's Neue zu beginnen.

Und sie preßten sich aneinander, daß sie nicht mehr wußten, ob's noch das Seufzen des Windes sei oder das schluchzende Nöcheln in ihrer Brust, was sie vernahmen, zwei Galereen-sklaven, an eine Kette geschmiedet, ausgestoßen aus der Reihe der Menschen, die mit erhobenem Haupte und unbekümmertem Herzen im klaren Sonnenlichte wandeln durften. Und Alles, was sie sich mit dieser wehdurchzuckten Leidenschaft sagen konnten, war nur das Eine: Wir halten zusammen, wir tragen es schweigend, schweigend — bis zum gemeinsamen Ende! . . .

Und diesen stummen, von Herz zu Herzen ausgetauschten Schwur hatten sie auch unverbrüchlich gehalten. Nie kam ein andeutendes Wort über ihre Lippen, kaum je ein verrätherischer Seufzer, aber in ihren Gedanken waren sie eins. Wenn Eines von ihnen des Nachts erwachte, das brennende Auge in die Finsterniß bohrend, da wußte es, daß auch das Andere schlummerlos lag. Und Eines lauschte auf die Athemzüge des Anderen — und endlich fanden sich ihre Hände zu einem innigen Drucke wehmüthigen Einverständnisses, zwei Glende, die sich gegenseitig bedauern, aber einander nicht helfen können, und die wissen, daß eine Aussprache in Worten das Trostlose zwischen ihnen nur zu vermehren vermöchte.

(Fortsetzung folgt.)



## Wie Bismarck Landtags- abgeordneter wurde.

Wie der spätere Reichskanzler, damalige Herr von Bismarck-Schönhausen Mitglied des Vereinigten Landtages wurde, darüber werden auf Grund von Mittheilungen, welche ein Nahbetheiligter in den Tagen der Wiener Weltausstellung deutschen Landsleuten gemacht hat, im „Pester Lloyd“ folgende Einzelheiten erzählt: Im Jahre 1846 oder Anfangs 1847 kam zu Herrn von Keller, welcher später Generalintendant der königlichen Gärten in Potsdam, in den vierziger Jahren aber einer der persönlichen Adjutanten König Friedrich Wilhelms IV. war, ein näher Bekannter mit der Anfrage, ob er, Keller, einem Herrn von Bismarck-Schönhausen nicht eine Audienz beim Könige verschaffen könne: Herr von Bismarck behauptete, er habe Sr. Majestät wichtige politische Mittheilungen zu machen. Keller antwortete seinem Freunde: „Aber erlaube mal; den König sprechen — das geht doch nicht so ohne Weiteres. Ich muß doch zumindest Majestät fragen können, um was es sich eigentlich handelt! Das Beste ist, Du bringst Bismarck erst einmal zu mir; ich will dann sehen, was ich thun kann.“ Gleich darauf stellte Kellers Freund den damals in Hofkreisen ziemlich schlecht beleumundeten Herrn von Bismarck Herrn von Keller vor. „Sie wollen Majestät sprechen, Herr von Bismarck; aber Sie werden doch verstehen, daß das nicht so ohne Weiteres geht! Können Sie mir denn nicht anvertrauen, was Sie Sr. Majestät zu sagen haben? Ich werde es dann getreulich Sr. Majestät übermitteln!“ Bismarck entgegnete voller Höflichkeit, zugleich aber mit nicht mißzuverstehender Bestimmtheit: „Nein, ich bedauere; was ich mitzutheilen habe, kann ich nur Sr. Majestät persönlich mittheilen.“ Herr v. Keller war ein wenig betroffen; dennoch imponirte ihm nach seinem eigenen Geständniß die ganze Art des jungen Mannes. Nach einigem Befinnen antwortete er: „Wohl, Herr v. Bismarck, sobald ich Sr. Majestät wiedersehe, werde ich Majestät Ihren Wunsch vortragen; das ist Alles, was ich thun kann.“ An einem der nächsten Tage erwähnte dann auch Keller Bismarcks Wunsch Friedrich Wilhelm IV. gegenüber. Der König horchte auf und sagte lachend zu Keller: „Was, „der tolle Bismarck“ und Staatsgeheimnisse?! Na, bringen Sie ihn mal morgen Abend zum Thee nach Potsdam mit. Bin doch neugierig!“ Und richtig stand am folgenden Abend Herr v. Bismarck, eingeführt durch Keller, vor seinem Könige.

In dem königlichen Salon, in den Bismarck mit Keller eintrat, war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft von Damen und Herren versammelt. Nicht anwesend war, wie Keller ausdrücklich bemerkte, der Prinz von Preußen, der spätere Kaiser Wilhelm I. Nachdem die Formalitäten der Vorstellung erledigt, begann Friedrich Wilhelm IV. halb ironisch: „Na, Bismarck, Sie wollen mir ja so wichtige Dinge zu sagen haben; na, nun schicken Sie mal los!“ Bismarck wurde über diesen Ton des Monarchen denn doch ein wenig verlegen und antwortete: „Wie Sw. Majestät befiehlt. Vor dieser ganzen erlauchten Gesellschaft?“ Darauf erwiderte der König: „Na, Staatsgeheimnisse werden Sie mir wohl schwerlich zu verrathen haben, Bismarck.“ Herr v. Bismarck zögerte noch einen kurzen Augenblick; dann aber begann er dem König auseinanderzusetzen, daß bestimmte, sehr tiefgreifende politische Veränderungen in der Führung der preussischen Staatsgeschäfte vorgenommen werden müßten; anderenfalls sei eine baldige Revolution unausbleibbar. Den Eindruck auf den König und die anwesende Gesellschaft kann man sich leicht vorstellen. Einzelne der Anwesenden richteten; sie schienen den wilden Bismarck für verrückt zu halten; Friedrich Wilhelm IV. ging voller Verlegenheit an eines der Fenster des Salons und trommelte mit den Fingern auf den Fensterscheiben herum. Dann hustete er, seiner Gewohnheit gemäß, kurz auf und sagte zu Bismarck: „Herr von Keller wird Sie morgen in mein Cabinet bringen.“ Damit war der kühne politische Wahrsager für den Augenblick entlassen. Als am andern Tage Bismarck, wieder von Keller begleitet, in des Königs Cabinet trat, war Friedrich Wilhelm IV. allein im Zimmer. „Sie haben ja ganz wunderliche Ideen, Herr v. Bismarck,“ so begann der König, „Sie können doch unmöglich verlangen, daß ich Ihnen als einem gänzlich unbekanntem jungen Manne die Leitung und das Wohl des Staates anvertraue! Doch damit Sie erst noch mehr Erfahrungen sammeln, will ich dafür sorgen, daß Sie in den demnächst zusammentretenden Vereinigten Landtag kommen.“ So geschah es denn auch, und Bismarck wurde, wie bekannt, Abgeordneter.

Nicht allzu lange darauf wurde er von dem bekannten Konserativen Kleist-Neckow Friedrich Wilhelm IV. wiederholt zum Minister vorgeschlagen; der König jedoch schrieb an den Rand von Kleist-Neckows Brief: „Ahoer Junker; vielleicht später zu gebrauchen.“

## Etwas über Möven.

Wenn ich mich in Gedanken von dem kontinentalen Winkel, in dem ich zur Zeit wohne, an den herrlichen Strand zwischen den holländischen Dörfern Kattwyk und Zandvoort zurückversetze, dann bräust die Natur in meine Ohren mit jener uralten, ewig jungen Melodie, das Meer scheint vor mir aufzusteigen wie eine grün-blau-weiße Perlmutterwand, Tausende und Abertausende von kurzen Wellen glitzern und funkeln weit hinaus im Sonnenlicht, fern, ganz fern am Horizont verschwindet die langgezogene Rauchwolke eines großen Dampfers wie ein letzter schwarzer Abschiedsgruß, weiter nach vorn tummelt sich, in wunderbarer Wellenlinie hintereinander herhschwimmend, eine Heerde Delfphine, um mich und über mir ist die Luft voll von dem heifern Geträusch und den glänzend weißen Gestalten der spißbeschwingten, flugsichern Gauflerinnen des Strandes, der Möven. Ihre Schattten gleiten über den blendend hellen Sand zu meinen Füßen und über mich selbst in raschem Wechsel. Es ist so schön, so schön!

Möven darf man nicht auf dem Lande sehen. Wenn sie in den Zoologischen Gärten umhertrippeln, als hätten sie Hüneraugen und dabei zu enge Schuhe an, machen sie eher einen komischen als einen prächtigen Eindruck, und eine Möve mit beschnittenen Schwingen ist ein armes, bedauerliches Geschöpf. Die salzgeschwängerte Luft der Küste, das ist ihr Element! Bald ziehen sie, mit den langen Flügeln weit ausholend, langsam dahin oder beschreiben um- und durcheinander fliegend schöne Kreise, dann wieder schießen sie mit reißendem Fluge seewärts weit hinaus. Bei stürmischem Wetter laviren die herrlichen Vögel mit großem, bedeutende Kräfte verrathendem Geschick gegen den Wind: den ganzen Tag sind sie auf den Flügeln, nur ab und zu ruhen sie auf einem erhöhten Gegenstand am Strande oder auf der Düne, oder gehen zu Wasser und lassen sich schaukeln, ein Spiel der Wellen. Dort fliegt eine heran, in einer Höhe von 10 Meter und ebenso weit vom Strande entfernt entlang dem Saum des Meeres. Ihr Kopf ist in dauernder Bewegung: bald äugt sie mit dem rechten, bald mit dem linken Auge auf die Salzfluth hinab. Jetzt schlägt sie ihre Schwingen hoch zusammen und stürzt sich so gemaltam in das Wasser, daß sie bis an die Flügelspitzen darin verschwindet. Doch sofort erscheint sie wieder, beutefroh mit einem zappelnden Fisch im hafig gebogenen, kräftigen Schnabel, mit dem sie zur Düne streicht, um ihn mit Nuße und ungefört von neidischen Gefährten zu verzehren.

Die Möven sind in Folge ihrer sehr einförmigen Lebensgewohnheiten, ihrer Nahrung und Sitweise sowie durch ihre ungemein große Fluggewandtheit kosmopolitisch verbreitet und beleben von Pol zu Pol die Küsten des Festlandes und die Laufenden von Inseln, Inselchen und Klippen und sind daher, wie der berühmte englische Zoologe Wallace sagt, „von geringem Nutzen für das Studium der geographischen Verbreitung der Thiere“. Sie lieben die Gesellschaft ihres gleichen, brüten auch zusammen, meist auf dem Boden in kunstlos gescharten, nicht ausgepolsterten Vertiefungen, gelegentlich aber auch auf Bäumen in lächerlich zusammengedrückten Reifignestern. So nistet die Silbermöve in Europa auf dem Boden, in gewissen Gegenden Nordamerikas auf Bäumen bis 7 Meter hoch.

Die Eier, deren die Gelege zwei bis vier enthalten, sind echt eiförmig, haben eine feste, harte Schale und sind heller oder dunkler bräunlichgrün mit dunkleren, grau- oder schwarz-braunen Flecken. Die Jungen sind allerliebste, flaumige Dinger, die nach einem sehr passenden Vergleich von Altum aussehn wie Schimmelhäufchen, das Nest, wenn es auf dem Boden ist, sofort nach dem Austrischen verlassen, sehr stink laufen können und die Kunst, sich durch Verstecken unsichtbar zu machen, meisterlich verstehen. Erhascht man sie und hebt sie auf, so werden sie nervös, es wird ihnen übel und sie brechen die genossene Nahrung wieder aus. Das Futter wird anfangs den Jungen von den Alten vorgewürgt, besteht zuerst aus kleineren Seethieren, namentlich Seesternen und Krabben, später aus Fischen, und bald lernen die jungen Möven für sich selber sorgen.

Die Zahl der deutschen Mövenarten ist gegenüber der Gesamtzahl der Arten der Gattung Larus (60) nur klein

zu nennen, sie beträgt bloß vier, vielleicht sogar nur drei, denn die Zwergmöve (*Larus minutus*) wurde schon 1850 als ein der Ausrottung naher Brutvogel der ostpreussischen Küsten bezeichnet. Die prächtige Lachmöve (*Larus ridibundus*) brütet wohl nur an süßen Gewässern des Binnenlandes und erscheint bloß im Winter an dem Meer. Die beiden übrig bleibenden Arten sind die Silbermöve (*Larus argentatus*) und die Sturm- oder Graumöve (*Larus canus*), jene die echte Nord-, diese die echte Ostseemöve, die sich gewissermaßen im Vorkommen vertreten, wenn sie auch an beiden Meeren gefunden werden.

(Schluß folgt.)

## Allerlei.

Den Plan einer Sahara-Eisenbahn, welche die Verbindung zwischen den verschiedenen französischen Besitzungen herstellen soll, erörtert der bekannte Nationalökonom Paul Leroy Beaulieu im Journal des Débats. Die Kosten dürften nach den beiden erst kürzlich angelegten französisch-afrikanischen Eisenbahnen, der äthiopischen von Djibouti bis Harar und der südwestlichen von Sog bis Gassa, zu berechnen sein. Viele letztere, welche bis über Gassa hinaus zu den Phosphatminen 250 Kilometer weiten soll und deren erste 200 Kilometer bereits eröffnet sind, wurde in einem Jahre hergestellt und kostete 60 000 Fr. das Kilometer. Der Bau der transsaharischen Eisenbahn würde unter den gleichen Verhältnissen vor sich gehen; das gleiche Klima, das gleiche Terrain, der gleiche Wassermangel kämen dabei in Frage. Zu 60 000 Fr. das Kilometer, würden die 2000 Kilometer bis zum Schädsee auf 120 Millionen oder, falls die Hälfte mehr ausgegeben werden müßte, auf 180 Millionen zu sieben kommen, eine kleine Summe im Vergleich mit dem großen Nutzen, der den afrikanischen Besitzungen daraus erwachsen würde. Ob derselbe auch in kommerzieller Hinsicht bedeutend wäre, läßt sich noch nicht sagen. Naturkundige nahmen an, daß es im Herzen der Sahara, in Nöben, bedeutende Schichten von Nitraten geben müßte, da die Sahara, was geologische Beschaffenheit, Klima und Lage betrifft, viel mit der berühmten Wüste Atacama in Chile gemein hat, welche ausgebelebte Nitratlager birgt. Jedenfalls giebt es in der Wüste Salinen, deren Produkte in Sudan einen lohnenden Absatz finden würden.

Ueber den großen Nilbaum oberhalb Khuan, der gegenwärtig im Bau begriffen ist, brachte die „Egyptian Gazette“ kürzlich einen ansehnlichen Aufsatz, dem wir die folgenden Angaben entnehmen. Der Damm, der nach seiner Vollendung eines der großartigsten Werke der heutigen Wasserbaukunst darstellen dürfte, ist dazu bestimmt, die abfließenden Wasser des Nils bis zu einer Höhe von 20 Meter aufzulauen, um so in einer unzureichenden Nilchwelle dennoch die Bewässerung des Fruchtlandes in Oberägypten zu ermöglichen. Das Werk wird eine Stauffkraft von nicht weniger als 1000 Millionen Kubikmetern besitzen. Um diesem ungeheuren Wasserdruck widerstehen zu können, wird der 1950 Meter lange Damm unmittelbar auf das feste Granitbett des ersten Nilsals aufgemauert. Zur Zurichtung der Feilsblöcke allein werden 300 italienische Steinmeßer beschäftigt werden, während mehrere Tausend eingeborener Arbeiter zur Herbeischaffung des Baumaterials verwandt werden. Zu letzterem Zwecke wird außerdem noch eine Bahn auf der Ostseite des Flusses in Betrieb gesetzt. Die infolge der Aufstauung des Stromes zur Zeit der Nilchwelle alljährlich unter Wasser zu liegenden Ländereien erstrecken sich über 200 Kilometer längs des Flusses. Sie sind gegenwärtig von einer Bevölkerung von etwa 11 000 Berberinern bewohnt. In denselben erleiden diese Leute durch die Ueberchwemmung ihrer bisherigen Wohnplätze keinerlei Schaden, da die ägyptische Regierung ihnen auf Staatskosten neue Häuser erbaut. Es werden ihnen im Gegentheil aus der Errichtung des Dammes nur Vorteile entstehen, denn in Folge der reichlichen Bewässerung wird in Zukunft dort Mais oder sogar Baumwolle angebaut werden können, während bisher die ganze Gegend nicht einmal im Stande war, ihre geringe Einwohnerzahl zu ernähren. Die dortige Bevölkerung besteht nämlich fast ausschließlich aus den Angehörigen berberinischer Diener, die in Kairo oder Alexandrien in Stellung sind. Dank ihren hohen Löhnen ist es diesen Dienern möglich, ihre Familien daheim ausgiebig zu unterstützen. Es ist also gerade dieser Landstrich, nach welchem sich regelmäßig die dienstmüden berberinischen Köche, Tafeldecken etc. zurückziehen, so oft sie von einem der immer wiederkehrenden Heimwehfälle ergriffen werden, die der Schreden europäischer Hausfrauen in Ägypten sind. Das Erste, was ein solcher Heimgekehrter thut, ist stets, sich eine neue Frau zu nehmen. Erst wenn er die Freuden des Hönigmonats völlig erschöpft, mit allen seinen Verwandten und Freunden sich gründlich erzürnt und sein Geld bis auf den letzten Pfennig verthan hat, erst dann wendet sich der Parbri neu gestärkt und erfrischt wieder den großen Nöben des Nordens zu. Die Europäer, die im nächsten Winter Assuan besuchen — und es werden ihrer Viele sein, denn in Folge des Besuchs des deutschen Kaisers verpricht die diesjährige Saison ungewöhnlich glänzend zu werden — sind in der Lage, einen eigenthümlichen Gegenatz zu beobachten. Sie

können die gewaltigen Denkmäler des Alterthums bewundern und dann ihren Blick auf das vor ihren Augen entfliehende Welt der Gegenwart richten, ein Welt, das in Reibtheit des Entwurfs und in Einfachheit der Ausführung den Vergleich mit den stolzen Wahrzeichen einer großen Vergangenheit sehr wohl aushält.

Den verächtlichen Schatzgräbern in Barcelona ist wieder einmal einer von denen, die nicht alle werden, ins Garn gelaufen. Die Gauner hatten sich aber ihrer Beute nicht lange zu erfreuen, da sie bald nach erhalteter Anzeige ausfindig gemacht und festgenommen wurden. Ueber den Vorfall wird Folgendes berichtet: Das Opfer eines Betrugs wurde ein reicher französischer Kaufmann, der geschäftlich nach Barcelona gekommen war. Ein Individuum, das sich Pedro Garcia nannte, richtete ein Schreiben an ihn, in welchem es mittheilte, daß es im kubanischen Feldzuge Adjutant Maceos gewesen sei und den Aufbewahrungsort eines Mantelsackes kenne, der dem kubanischen Heerführer gehörte und 72 000 Pstl. enthalte; gegen eine angemessene Belohnung sei er bereit, den Ort zu nennen. Der Franzose ließ sich sofort aus seiner Heimath 4000 Francs nachschicken, die er jedoch nicht zu sehen. Er setzte daher die Polizei von seinem Mißgeschick in Kenntniß, und der Behörde gelang es schon nach kurzer Zeit, den Schatzbewahrer sowie drei Komplizen desselben dingfest zu machen.

Die Briefmarke als Kostüm. Die neueste Verwendung der Briefmarken dürfte für die Frauen von großem Reiz sein. Sie kommt uns aus America, dem Lande sensationeller Einfälle. Fräulein Antoniette Warlig trug jüngst auf einem Skotiumfest in Baltimore ein Kleid, wie es merkwürdiger schwerlich erformen werden kann. Es erregte allgemeine Bewunderung, nicht allein um seiner Originalität willen, sondern wegen der Geduld, die seine Herstellung erforderte. Auf Ehrenwort hat Fräulein Warlig versichert, daß sie die Toilette ganz allein nach ihrer eigenen Idee angefertigt habe. Auf welchem Größe chiffon soll sie nicht weniger als 30 000 Briefmarken aufgeklebt haben, und zwar mit so viel Geschick, daß dieselben die amerikanische Fahne nach deren Streifen, Sternen und ihrer dunkelblauen Oberfläche darstellten. Die junge Dame soll mehrere Monate mit der Lösung dieser Aufgabe zugebracht haben. Wir wollen die amerikanischen Blätter nicht der Uebertreibung geben — aber 30 000 Marken sind für diesen Zweck wohl ein wenig hoch gegriffen. Verdient man, daß zwischen den rothen Streifen auch weiße sichtbar bleiben müßten, und berechnet man die Länge und Breite des Kleides, so ergibt sich, daß fünf- bis sechstausend dieser kleinen, von jedem Lufthauch bewegten Papierflüchlein verwendet werden müßten. Vielleicht führt eine mit Geduld begabte, geschickte Weberin eine ähnliche Idee aus und giebt genau Aufklärung über den Verbrauch der Marken.

## Vom Büchertisch.

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Ein neuer Jahrgang der weitverbreiteten und allgemein beliebten Wochenschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau!“ (Druck und Verlag von Friedrich Schirmer, Berlin SW., Neuenburgerstraße 14a) beginnt mit der uns vorliegenden sehr reichhaltigen Nr. 1. Für den geringen Abonnementsbetrag von 1,40 Mk. (zu beziehen durch die Post und alle Buchhandlungen) bietet die Zeitschrift „Dies Blatt gehört der Hausfrau!“ werthvolle, die verschiedensten Fraueninteressen streifende Leitartikel, welche aber durchweg einen gemäßigten Standpunkt vertreten. In einer Fülle von größeren Artikeln über Gesundheitspflege, Pädagogik, Rechtsbeistand etc., sowie in kleineren Notizen über alle Zweige der Hauswirtschaft in Küche, Keller, Hof und Garten etc., wird das Blatt den vielseitigsten Interessen gerecht. Eine unerschöpfliche Fundgrube für fleißige Frauenhände bietet den Damen der Mode- und Handarbeitstheil, wobei jeder neuen Mode Rechnung getragen wird, ohne doch einem egcentrischen Geschmack zu hulbigen. Außerdem erleichtern monatliche Schnittbogen, sowie die auf Wunsch nur für Papier- und Portofolien von 35 Fig. geliefertten Schnitte nach Maß wesentlich die Anfertigung der Garderobe; besondere Berücksichtigung findet die Kindergarderobe. Eine weitere Verbesserung wurde im Interesse derjenigen Damen getroffen — und ihrer sind so Viele — welche Freude an hübschen Handarbeiten haben. Ein Theil der Modelle wird nämlich künftig in mehrfarbigem Druck wiedergegeben werden. Eine interessante illustrierte Beilage „Aus aller Welt — Für alle Welt“ richtet die Blicke der Hausfrau über die Grenze des Hauses auf die Weltereignisse, während eine besondere Romanbeilage dem erhöhten Lesebedürfnis entgegenkommt. In den beiden allmonatlichen Gratisbeilagen „Das Blatt der jungen Mädchen“ und „Das Blatt der Kinder“ findet auch die Jugend ihre Rechnung. So bietet das Blatt jeglichem Familienmitgliede das, was er braucht: geistige Anregung und materiellen Nutzen durch praktische Rathschläge.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walter Gebenleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.